

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 2 (1909)
Heft: 9

Artikel: Die goldene Regel
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406061>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

von den beiden anderen wohl der Verräter sei, der alles, was sie untereinander getan und gesprochen haben, oben- drein noch aufgebauht, weiter tragen werde.

Was ist ihre Gedankenwelt? Der religiöse Glaube ist, wie bei allen Halbgebildeten, nur in engen Rahmen ent- wickelt. Er hängt am Formelwerk, und es fehlt ihm jede Berinnerlichkeit. Das Weib ist dem spanischen Priester eine Feindin, die er fürchtet, oder höchstens das Zutrümmel seiner Gelüste und das Mittel, zu Einkünften und Geld zu kom- men. Das Familienleben erscheint ihm eine halbwegs im- moralischen Einrichtung, das Staatswesen ein fegeisches Mabel, das nur gegen Gott und die Kirche geschaffen ist. Die Politiker werden allenfalls noch als Nachhaber ein- geschätzt, soweit sie ihren Einfluß zugunsten der Geistlichen verwenden können. Die ganze Welt ist etwas Nebelhafes und Chaotisches und im Grunde Verderbtes. Die Kirche ist die Herrschaft, oder besser gesagt, der Papst allein ist es, die Jesuiten und die Bischöfe sind es. Der Fromme ist nichts und hat keinen anderen Zweck als Geld zu beschaffen. Die sozialpolitischen Anschauungen des spanischen Mlerus la- sen sich in die Worte zusammenfassen: „Dem Volk etwas Brot und viel Krügel. Glücklich und Unglückliche und unver- meidbare Uebel gibt es und muß es geben.“ Mit der Zeit sieht sich der intelligente Priester bald enttäuscht. Er liebt, beobachtet und lernt, — auf Kosten seines Glaubens. In seinen Ideen vollzieht sich ein Wandel, aber er dient nur ihm allein. Er muß sich hüten, sein Inneres aufzudecken, denn im Priesteramt wird er feiner Freund finden, der ihn vertreiben will.

Der spanische Mlerus läßt sich einteilen in Männer des Glaubens, deren Zahl gering ist, die zumeist nicht stark im Geiste sind oder noch nie in ihrem Beruf. Ferner in Männer eines Zwitterglaubens, die zwar nicht gläubig sind, aber auch nicht vom Glauben lassen wollen. Der Abfall der M- trümmige rüst in ihnen Entsetzen wach, und doch sind auch sie Abtrünnige, die sich nur noch an eine dogmatische Hal- tung, die sie sich selbst gebildet haben. Man kann sie vor den Altar treten lassen, während sie noch den Luft der letzten weiblichen Verführung an sich tragen. Noch in der Sakristei verleumdete sie den Nächsten oder schändete das Madepiane. Aber um nichts in der Welt würden sie vor der Messe einen Schluck Wasser nehmen. — Zuletzt die Männer ohne Glauben. Das ist die Mehrzahl des hohen Mlerus, von dem die einen Arbeiteten, die anderen bloße Skeptiker, die übrigen im besten Falle christliche Deisten sind. Diese frühzeitig getrotzt vor der Messe und faßen ihren Beruf überhaupt lediglich als Erwerbsmittel auf.

Im geistlichen Stande ist das gemeinsame Leben und unerlaubter Umgang mit einer Frauensperson keine Sel- tenheit. Ja, es wird der als feuch und tugendhaft geprie- sen, der mit einem Weibe alleine lebt und ihr die Treue hält und für die etwa aus dem Bunde hervorgehenden Kinder wenigstens als für angeblide Väter und Mütter sorgt. Solch moralischer Wandel ist nicht allgemein. Das Ge- wöhnliche ist das Verhältnis zur Venus der Straße, die Liebchaft mit dem schönen Weibchene, die Eroberung der Ehefrau, der liebenswürdigen Witwen und Waisen. Die Priesteramoral spiegelt sich in dem Sakristeiherg: „Mor- gens Priester, mittags Feinschmecker und nachts Ehegatte.“

Kindsmord und Mordtötung sind an der Tagesordnung. Auch selbst es sonst nicht an widernatürlichen Vorworfungen. Vor sieben Jahren wurde in der Diözese Jaen ein Geistlicher zum Tode verurteilt und hingerichtet, weil er im Eindernehmen mit seiner Mutter, mit der er geistliche Beziehungen unterhielt, seinen eigenen Vater ermordet hatte. Seitdem die Jesuiten und die Frailes an der Ver- schaffung sind, hat auch der gleichgeschlechtliche Verkehr im Mlerus erksichtlich an Verbreitung zugenommen und tritt fast mit derselben Offenheit zutage wie bei der Geistlichkeit

Roms. Die Kirche drückt dem gegenüber ein Auge zu und zeigt sich viel lautmüthiger gegen diese Verirrung, als wenn es sich einmal um eine nicht zu vermeintliche, allem skan- dalöse Liebesaffäre zwischen einem Priester und einem Weib handelte.

Die Simonie ist das Mittel, um zu einer besseren Stel- lung zu gelangen. Von der Bischofsstühle und dem Kar- dinalshut bis zu den niedrigsten Ventern ist alles zu kaufen. Gängt die Verleihung einer Würde im einzelnen Falle von irgend einem Wettbewerber ab, so ist sie auf dem Wege der Beeinflussung durch Geld meist vor dem Gamen schon in festen Händen. Hat der reichliche Obere die Stellung zu vergeben, so nimmt er dafür, was er kriegen kann, Geld, Dienste und Geschenke oder er nimmt auf Empfehlung von seinen solcher Leute Nichtsicht, denen er auf gleiche Weise zu Dank verpflichtet worden Es ist so allgemeiner Brauch. Die Schlafzimmer der intimen Freundinnen der Minister und politischen Persönlichkeiten, die Vorzimmer der hohen Staatsbeamten, die Salons der Damen des Palastes, die Besuchsräume der Nonnenklöster, und die Munitatur, — vor allem die Munitatur, denn der Munitus beschafft sich eine städtische Nebeneinkünfte, indem er den Kandidaten für die Mitra und die hohen Kirchenstellen seine Empfeh- lung in Mitra verkauft, — alle diese Stellen, sage ich, sind für die Zusammenziehung des geistlichen Personals von grö- ßerer Bedeutung als die Amtsstuben der bürgerlichen Wa- läste und des Kultusministeriums. Man weiß auch ungefähr den Tarif. Eine Erzbischofsstühle kostet 100,000 Peletas, eine Bischofsstühle 50,000—60,000 Peletas, ein Domherrn- amt 10,000—25,000 Peletas. Für einen Kardinalshut sind außerdem noch an den span. 9,000 St. auszugeben.

Leo XIII. bedachte eines Tages den Bischof von Urgel, Casañas, späteren Erzbischof von Barcelona, mit dem Kar- dinalshut. Dem spanischen Staatsfisch belastet solch ein Geschenk nebenbei für die Lebenszeit des hochwürdigen Herrn mit 5000 Peletas extra. Als der neue Kardinal das Zeichen der Würde empfing, erhielt er auch gleichzeitig eine Rechnung von der römischen Kurie über den Betrag von 60,000 Franken. In seinen Leben hatte er soviel nicht bei- sammen gelehrt. Er wandte sich an seinen Freund, den Bis- chof von Vich, Morgades, der ein reicher Mann war, und der sagte ihm:

- „Reiber Freund, mit der Spagier in Rom ist nicht zu spazieren die 60,000 Franken müssen ohne Aufsicht und Ent- schuldigung hingelassen werden.“
- „Aber wenn ich sie doch nicht habe?“
- „Der Papst nimmt an, daß Sie sie aus dem Zell Ihrer Schafe sichern werden.“
- „Unmöglich, ich habe bis jetzt mit vieler Müß und Not 9000 Franken eripart.“
- „Gut, so werde ich Ihnen den Rest leihen, und sprechen wir nicht mehr davon.“

Wie kann in einer Gesellschaft Moral und Nächstenliebe herrschen, wo die leitenden Stellen so, selbst mit der höchsten Geistlichkeit, umgeben! Während der dreißig Jahre Brie- ferkaufbahn, die auf nur lassen, habe ich wohl mehr als sechshundert Geistliche kennen gelernt. Nur von vieren kann ich sagen, daß sie wirklich feuch, nüchtern, rechtschaffen und den Geboten der Kirche gehoramt gelehrt haben. Drei von ihnen waren die einfühligen Menschen, und nur der vierte einigermaßen gebildet. Arme Nichtswisser! Der Brief eines Mlericus macht für gewöhnlich nach Sizil und Ortho- graphie den Eindruck, als sei er von einer Schenkermaid geschrieben. Die Frailes und die Jesuiten wissen nicht viel mehr. Eher oft noch weniger. Der einzige Unterriede be- steht in der größeren Heuchelei, mit der jeder religiöse Or- den die wissenschaftlichen Leistungen seiner Mitglieder mit überlauten Trompetenstößen in die Welt poant.

Paul.

Von Georges Clemenceau. *)

Es war ein Vagabund, ein Missetäter, von fünf oder sechs Jahren, der da auf einem Kirchhofhaufen schlief und des Verbrechens verdächtigt und überführt war, an unbe- kannten Ort von unbekannt Eltern geboren zu sein.

Es gibt Kinder, die in Privatwästen in den Ghamps Cluseys zur Welt kommen. Sie haben da nur in Frieden zu leben. Der brave Schutzmann hält, seine Kunde machend, Tag und Nacht gute Wacht über sie.

Andere erblicken das Licht der Welt in bürgerlichen Säulern, in Läden, auf Nachtgütern. Gegen sie ist nichts zu sagen.

Viele aber drängen sich ins Dasein in Dachkammern, in wackeligen Schuppen, in verdächtigen Verhöhlen, in Zirkuswagen oder am Rande eines Grabens. Diese müssen im Auge behalten werden, da sie durchaus fähig sind, selbst, bevor sie das Alter der Vernunft erreicht haben, die Kräfte der anderen zu tören. Man sieht sie vermahrt umher- streifen, unter die Räder geraten, in der Tiefe des Wassers ihre letzte Zuflucht nehmen, immer auf der Suche nach dem, woran sie Mangel leiden und zu essen verlangen, sobald sie Hunger haben, was eine vom Gesetz unterlagte Bettelhaftigkeit ist. Geraten sie in Lebensgefahr, so erhebt man den Anspruch, sie zu retten. Doch wenn sie leben wollen? . . . Nicht weiter! Wie vermeidet ist doch das Gesetz!

Unfähig, sich darin zurechtzufinden, und dumdel begrei- fend, daß eine höhere Gewalt gegen ihn sei, hatte unser zu- künftiger Landstreicher beschloßen, sich auf einen Misthaufen schlafen zu legen. Um ihn herum schmolz der Schnee, durch- näßte seine zerfesten Lumpen, entzog dem elenden, erstarr- ten Körper die geringe Spur von Wärme und bereitete all- gemach diesen kümmerlichen Ueberrest schmerzlichen Lebens auf den großen Frieden der völligen Empfindungslosigkeit vor. Die Augen halb geschlossen, das Gesicht verchwollen, die Lippen blaurot, die kleinen Hände blutig, kehrte sich das dem Leben kaum erschlossene Wesen wieder vom Leben ab. Eine himme Tragödie, an der die Fußgänger gleichgültig vorbeihasteten.

Indes, die Polizei machte. Die öffentliche Ordnung fordert, daß die, welche trieren, nach Zerenslust vom Gu- tten erlöscht werden, daß die, welche nichts zu essen haben sich ohne Kärm in Hungerkrämpfen winden und daß die- jenigen, welche willens sind, aus solchem Anlaß zu sterben, den Glücklichen dieser Welt nicht durch ihre letzten Zuden- gen lästig fallen.

Das Gefängnis oder das Krankenhaus, der Demon- striertisch des Soriales und das Leichenhaus bieten in Dringlichkeitsfällen ihre gütlichen Räume. Die Strafe weist das obdahlote Geschöpf zurück. Es ist verboten, da seinen Lebensunterhalt zu erbetteln, verboten, da zu sterben.

Der nichtsichtige Galgenstrick fand wie uns zum Hohn, einen Ausweg zwischen Leben und Sterben: er schloß. Habe ich nicht gelagt, daß die Polizei wachte?

Schon zweimal war die Wache an der dunklen Mauer vorbeigekommen, ohne den Verbrecher auf frischer Tat des Schlafens zu ertappen. Wiederum erhielt der gleichmäßige Tritt, die beiden Schuhschritte kommen näher heran, ihre Augen spähren scharf umher; da stimmt plötzlich aus dem dunklen Winkel ein abgültiger, form- und farbloser Budel hervor, bellt, heult wie in höchster Not und zerrt die beiden Polizisten bis zu dem Saufen Kumpen, unter dem das kleine, lebende Wesen dem Vorbringen des Todes seinen letzten Widerstand leistet.

Der Budel ist der Freund des Vagabunden. An das Kind geschmiegt, hatte der Hund ihm von seiner Wärme abgegeben, ihm das dürftige, erfrorrene Gesicht geleckt und schließlich die tödliche, immer höher steigende Kälte gespürt, die nahe daran war, das Leben zu überwinden. Dies war der Anlaß seines Winkels und seiner Freude, als er Hilfe nahen sah. Schon hatten sich die beiden Männer des Kleinen bemächtigt, schüttelten ihn, rieben ihn, erweckten ihn mit gutgemeinten Schlägen und am Ende stellten sie ihn, zwar noch schwanfend, wieder auf seine Beine.

„Was machst Du da, kleines Unglücksbunm?“

Keine Antwort.

„Aber so antwortet doch. Wie heißt Du?“

Durch die laute, braunige Stimme und den begleiten- den Stoß erschreckt, bricht der kleine Serumtreiber in Trä- nen aus. Der Budel springt an ihm empur, reißt ihm das Gesicht mit seiner Schnauze, und das Kind ist getröftet.

Das Verhör wird wieder aufgenommen.

„Wo ist Dein Vater?“

„Weiß nicht.“

„Wo ist Deine Mutter?“

„Fort.“

„Wohin ist sie gegangen?“

„Weiß nicht.“

„Wie heißt Du?“

„Paul.“

„Paul . . . und weiter . . .?“

„Paul.“

Unmöglich etwas anderes herauszubekommen.

„Paul, Du frierst, komm mit uns, um Dich zu wärmen.“

Paul will gern. Er faßt die ihm entgegengetrocknete Hand und ruft ernsthaft seinen Freund, den Widel: „Paul.“

„Nanu,“ meint der Mann, „wer von euch beiden heißt Paul? Du oder Dein Hund? Wie heißt Du?“

„Paul.“

„Und Dein Hund?“

„Paul.“

Ein merkwürdiger Fall, ein einziger Name für zwei Ge- schöpfe. Eine Freundschaft inniger zu verwickeln, wäre nicht möglich. Kind und Hund gemeinsam sind: Paul; ge- trennt sind sie nur die Stämme eines Namens. Die berühm- testen Freundschaften des Mteriums bieten uns kein Bei-

Es kann nicht der Zweck eines kurzen Artikels sein, eine erschöpfende Unterjudung des oberien Moralprinzips zu bieten und auf die einzelnen Theorien näher einzugehen. Nur ganz kurz sei die christliche und die vulgäre Auffassung des ethischen Kardinaljages berührt. Die christliche Reli- gion verlangt: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst.“ Die christliche Gottheit bezieht dem Menschen die Nächstenliebe in demselben Grade, in welchem der Mensch sich selbst liebt. Gelege erstrecken sich nun im Allgemeinen auf den Umfang der menschlichen Handlungen, auf sein Tun und Lassen, nicht aber auf seine Gedanken und Gefühle. Man kann auch in der Tat keine Gefühle vordrreiben. Aber auch schon das Gebieten selbst ist bedenklich. Ist es der menschlichen Art entsprechend, daß der Einzelne jeden andern liebt wie sich selbst, dann wird auch das ganze Menschenleben sich demgemäß gestalten, die Sittlichkeit wird von selbst auf dieser Grundlage ruhen und wenn ein Mensch seinen Nächsten überhaupt nicht oder nicht in dem ange- gebenen Grade liebt, so wird das eine Ausnahme sein. Eines göttlichen Geleges bedürfte es aber in diesem Falle nicht. Dasselbe wäre überflüssig. Nun besteht unter den Menschen in Wirklichkeit eine sehr geringe gegenseitige Zuneigung, wie die Kriege bekunden und das ganze soziale Leben zeigt. Es fragt sich also, ob es überhaupt dem Wesen des Menschen entspricht, daß jeder Einzelne seinen Nächsten wie sich selbst lieben kann, ob das oberste christliche Sittengebot nicht eine Unmöglichkeit fordert. Lieben ist ein recht unbestimmter Begriff und ungefähr gleichbedeutend mit Begehren oder individueller Zuneigung. Von Selbstlosigkeit steht in der Liebe nicht viel, es sei denn, daß man eine Art von Ver- nunftliebe annimmt, welche aber keine Bedeutung hat, weil sie eben eine bloße Annahme ist. Noch bedenklicher aber ist die Grabbestimmung, die Nächstenliebe soll so groß sein wie die Eigenliebe. In Wirklichkeit ist aber die Liebe zum Näch- sten um so geringer, je größer die Eigenliebe ist, und keine Macht der Welt wird einen habüdtigen, geldgierigen Men- schen in's Gegenteil umkehren. Die „Eigenliebe“ ist aber oft so bedenklicher Art, daß sie direkt schädlich wirkt. Die Selbstliebe kann sich in einer Neigung zum Laster äußern und selbst das Leben des Einzelnen gefährden. Die um seinen Nächsten in so bedenklicher Weise lieben wie sich selbst? Das wohl kaum. Der christliche Satz von der Nächstenliebe gilt also nur mit einer bedeutenden Einschränkung und hat tatsächlich keine praktische Bedeutung. Auch der Umstand, daß ein Gott das Gebot erläßt, ein Gott, welcher die Befolgung des Gebotes belohnt, die Verletzung des- selben bestraft, hat keine Wirkung geübt. Denn der gött- liche Lohn wie die göttliche Strafe legen zu ihrer Voll- endung ein Jenseits voraus und es ist nicht Jedermanns Sache, sich viel mit diesem Jenseits abzugeben. Das Jen- seits und seine ethische Bedeutung für die Menschheit bietet von der betreffenden Gottheit in einwandfreier Weise glaub- haft gemacht werden sollen, während es in Wirklichkeit nicht einmal in das Reich der Möglichkeiten zu ziehen ist. Aber abgesehen von dieser christlichen Norm ist auch die vulgäre Auffassung des ethischen Grundgesetzes wenig geeignet, das sittliche Bewußtsein zu heben, den Menschen zu veredeln. „Tue jedem anderen, was Du willst, daß er Dir tun soll“ lautet die gefläufigste Formel. Nun gibt es sehr bedürfnis- lose Menschen, welche von ihrem Mitmenschen nicht viel mehr wollen, als daß er sie in Ruhe läßt. Solche Menschen würden nach obiger Regel kaum große Verpflichtungen haben, während sehr anspruchsvolle Naturen ein Maß von Verpflichtungen begehren, welchen sie kaum jemals würden entsprechen können. Auch wird das, was man von andern erwünscht, nicht ausnahmslos gut und sittlich sein. Die

spiel einer so vollkommenen Vereinigung. Ein kleiner Bett- ler und ein Hund mußten, den Droskuren gleich, eine den Göttern selbst unbekanntes Vollkommenheit erreichen.

Uebrigens ist der Hund, der jetzt um den zweiten Paul herumpringt, ein jonderbares Geschöpf. Naß, rändig, rot- gelb, schmutzig und stinkend, heftet er große, braune, von grenzenloser Färdigkeit überlebende Augen auf seine menschliche Stäfte, und dieser andere kleine Schmutzflut legt in ein schönes Lächeln die Liebe, die ihn für seinen Freund erfüllt. Verdwürtern alle Seelen sich jemals inniger?

Mit den Sunden verhält es sich wie mit den Kindern; sie haben ihr Schicksal. Die einen kommen in japanischen, seibengepolsterten Körbchen zur Welt, um mit Vändern ge- schmückt, zierlich herausgeputzt und mit Süßküts gestittert zu werden. Andere, Jagd-, Hof- oder Haushund nehmen ihren Anteil an unseren Beschäftigungen, unseren Mühen und unseren Vergnügungen. Außerdem gibt es welche die, einer Zufallsbegegnung ihr Dasein verbanke, auf der Straße zur Welt kommen und stiellos herumstreifen, bis sie in die Schlinge des Hundefängers geraten.

Männer, Frauen, Kinder oder Hunde, alles, was vaga- bundiert, muß gefänglich eingezogen werden. Man muß Eigentümer oder Mieter sein, so will es das Gesetz. Aus Ermattung läßt der Mensch sich festnehmen. Der Hund, der flüger ist, hat sein Vergnügen daran, die Fallstricke zu wü- tern. Nur weil unser Budel Hilfe für seinen Freund braucht, läßt er die Polizei an sich heran kommen.

Wie diese zwei Wesen sich begegnet, sich kennen und lie- ben gelernt, wird man nie erfahren. Leidensgefährten ziehen sich an, helfen einander, erleichtern sich gegenseitig ihr Los; das Geschick der beiden war ohne Zweifel das gleiche.

Ob gemeinsam oder getrennt, ihr Leben trug den Stemp- el derselben Leiden bis zu dem Tage, an dem sie ihrer beider Glend zu dem Glück ihrer Freundschaft vereinigten.

Nur eines steht unerrückbar fest, sie lieben sich und wollen sich nicht trennen. In dem Bewußtsein, den kleinen Mann gerettet zu haben, springt jetzt der Hund mit freudig- gem Gebell umher. Da er die beiden Mlänen färdlich gegen seinen Bruder sieht, liebt der Budel sie und faßt ein schönes Zutrauen zu der bis her verdächtigten Uniform. Sittet auch vor bereitigen Urteilen, brave Geschöpfe, die von Men- schen- und Hunderechten frei Gebrauch zu machen dachtet, indem ihr zwei auch zu nur einem verbandet.

Nun zur Wache. Der Mann erscheint behaglich, insofale eines Fens, der eine moßtuende Wärme ausstrahlt. Kind und Hund faßen Zutrauen. Nachdem der Polizeiwach- meister den Bericht seiner Leute entgegengenommen hat, muß er den zweifelhafte Serumtreiber anfragen, da die Mytherien artikulierter Leute dem Verführer unbekannt sind. Die gleichen Frage wie zuvor, die gleichen Antworten. Nicht mehr und nicht weniger. Sie beide zusammen sind ein Paul, das ist alles. Der Wachmeister kratzt sich hinter dem Ohr, dieser Fall ist von der Polizeiordnung nicht vor- gesehen. Es gibt nur den Ausweg, das Kind zu behalten und den Hund forszujagen. Sinuus mit dem schlafenden

*) Uebersetzt von Olga Sigaal.

Wünsche sind verschieden. Da aber die Menschen einander nicht entbehren können und einander um so mehr bedürfen, je höher sie sich kulturell entwickeln, so ließe sich immerhin eine Norm finden, welche das oberste Prinzip der Sittlichkeit klar wiedergibt. Stant hat in seinem kategorischen Imperativ eine solche Norm aufgestellt. Aber auch diese ist nicht einwandfrei und außerdem für die Masse des Volkes unverständlich. Vor und nach Stant haben andere Philosophen das Prinzip der Sittlichkeit fortzuführen versucht, aber man wird nicht behaupten können, daß eine der vielen Lösungen völlig stichhaltig ist. Auch die folgenden Erörterungen sollen nicht weiter als die Klärung einer persönlichen, auf bestimmte Lebenserfahrungen begründeten Ansicht sein:

Wenn wir uns so recht in das Naturleben vertiefen, so werden wir un schwer erkennen, daß alle Naturwesen von Daseinslust erfüllt sind, daß, wenn das Leben einen Zweck hat, dieser einzig und allein die Freude sein kann. Diese Daseinslust, diese Freude zeigt sich aber nicht isoliert und beschränkt auf die Einzelwesen, sondern dieselbe durchdringt das All und reißt die Einzelwesen mit in ihre Wirbel hinein. Ein Allgefühl durchzieht die Lebewesen, und es ist, als triebe sie die Daseinslust selbst, wieder anzugehen im Allleben, aus dem sie entstanden. Je komplizierter ein Lebewesen sich darstellt, je mehr es sich in seiner Gestalt von anderen unterscheidet, desto mehr tritt das individuelle Empfinden hervor, desto größer ist der Reiz, sich selbst auszulieben. Daneben aber besteht auch jene Neigung der Dinge, an eine größere Gesamtheit, die beim Tier als Herdentrieb, im Menschen als Menschheitsgefühl sich fundiert. Diese beiden Grundtriebe, deren Verwirklichung das ausmacht, was wir unter dem Begriffe Lust oder Freude zusammenfassen, werden stets nebeneinander bestehen und man könnte sie unter dem einen Sammelbegriff Egoismus, wenn man will, in der Welt unterbringen, daß man einen Egoismus des Einzelbewußtseins und einen solchen des Gesamtbewußtseins unterscheiden. Die Hauptfrage aber bleibt immer die Tatsache, daß beide Triebe gleichzeitig nebeneinander vorhanden sind und daß die rechte Harmonie der beiden innerhalb der Menschheit das ausmacht, was man Glückseligkeit nennt. Das „Glück Aller“ ist das Ideal aller menschlichen Ethik. Dasselbe vollkommen zu erfassen, dazu dient uns die Vernunft, demselben nachzujagen. Die persönliche Erfahrung, das selbstlebte Gefühl der Freude, welches den Einzelnen stets erfüllt, wenn er jene Harmonie zeitweilig hergestellt hat, wenn er ohne Selbstaufgabe in der Selbsthingabe seine Verwirklichung findet. In der Regel überwiegt der Trieb der Selbsthaltung, die Lust am Erwerb, die Freude an der Verneinerung des eigenen Besten, der persönlichen Macht, zu Zeiten aber werden Einzelne oder auch eine Gesamtheit von entgegengesetzten Trieben ergriffen. Im religiösen Leben kennen wir die bösen Neigungen, welche ganze Völkerstaaten erfassen und mit sich fortziehen. Nationale Aufwallungen erfüllen den Einzelnen so vollständig, daß er freiwillig zur Waffe greift. Die Volkstriebe sind Folge hiervon. Der hierbei vorherrschende Trieb der Selbsthingabe kann sich aber spontan bei Einzelnen kundgeben und zwar als Herzensgüte, Edelmut, Mitleiden am Glücke des Nebenmenschen. Freude ist der letzte Zweck auch dieses Triebes, welchen man als altruistischen bezeichnet. Dieses Herzensgüte hat nichts zu tun mit irgend einer Religion, mit irgend welcher Nationalität, Rasse oder Gesellschaftsklasse. Sie steht aber eine gewisse seelische Prädisposition voraus, eine Empfänglichkeit für fremde Lust und Unlust und eine geringere Entfaltung der egoistischen Triebe. Herzensgüte läßt sich nicht befehlen, wie eine Ethik oder ein Gesetz, auch nicht durch irgend eine äußerliche Entlohnung herbeiführen, wie etwa eine mechanische Verriichtung. Da aber dieselbe in jedem Einzelnen, wenn auch oft

Tier! Aber Paul-Mensch und Paul-Sund sind damit nicht einverstanden und brechen in ein verzweifertes Geheul aus. Lachend und zugleich gerührt, beschließen die beiden, von ihren Vorhaben abzuhellen. Eine Viertelstunde darauf liegen die beiden, schnell wieder beruhigten Gefährten, zärtlich aneinander geschmiegt auf der kleinen Schlafbank.

Am Morgen erscheint der Herr Polizeikommissar. Das von neuem angenommene Verbot ergibt unverändert das gleiche Ergebnis. Es bleibt nichts anders übrig, als den Kleinen dem Waisenhaus zu übergeben. Nur finden sich in den Akten (schwerlich Hundebücher) die Freunde der gefundenen Kinder. Man sieht sich einen Ausnahmefall gegenüber aber die Polizei läßt keine Ausnahme gelten. Das Kind gehört in das Waisenhaus, der Hund in die Abdeckeri. Ein hinterhänds um den Hals geworfener Strick wird es ermöglichen, die Trennung durch ein Gewaltmittel herbeizuführen.

Ah, die Mähe ist überflüssig. Etwas hat die beiden Weien gestreift — vielleicht der Klang der Stimme — und läßt sie ahnen, daß eine höhere Gewalt für immer über sie entschieden hat. Die beiden Freunde halten sich unfaß, wie man es vor hundert Jahren am Fuße des Schafotts tat, da es ein letztes Abschiednehmen galt. Das Kind weint ohne einen Laut, der Hund leckt die Tränen, beide fühlen sich rettungslos verloren. „Paul, Paul,“ sagt der Kleine, worauf der Hund mit einem schrillen Wimmeln antwortet, das in seiner Sprache daselbe bedeutet. Und der Zurückfückende und des Schluchzens ist kein Ende. Verlust hat das menschliche Mitleid, das einem lebenden Geschöpf das Leben kostet, und das, um einen Menschen zu retten, damit beginnt, das Beste in ihm zu töten!

Die Trennung erfolgt idross und gewaltiam. Die Tür ist noch nicht zugefallen, da bricht der Trennungsschmerz aus. Man trägt das sich sträubende, weinende Kind fort, während das unglückliche Tier an dem Stricke gerit, der es dem Tode überliefert wird.

Der Mensch vergiß, das liegt in seiner Natur. Der Hund aber wird nach wissenschaftlicher Methode erstickt oder den Studenten zur Vivisektion ausgeliefert.

Paul hat aufgehört, als Ganzes zu leben, es bleibt nur eine Hälfte, ein Bruchstück, aus dem die Gesellschaft, ich weiß nicht was, machen wird. Aber der fückliche Hund, der aus der vollendeten Liebe zweier Geschöpfe entstanden, ist ohne Gnade verurteilt, und zwar, — o Ironie des Schicksals! — aus menschlichem Mitleid!

Was macht Gott in dieser Zeit? Das Kind wäre gestorben, wenn der Hund nicht Hilfe herbeigerufen hätte; weil er den Menschen geliebt und gerettet, ist er dem Tod verfallen. Und da es kein Paradies für Hunde gibt, wird die edle Tat keine Belohnung finden. Warum hat Gott, der nach freiem Ermessen freuden in Hülle für alles Lebendige zu vergeben hat, seine ewigen Seligkeiten einer einzigen Gestalt von Geschöpfen vorbehalten, da er sie alle fähig ist zu leiden und zu lieben? Ach frage nicht und frage auch ich n danach.

kaum fennbar und diesem selber vielleicht noch unbewußt, vorhanden ist, als seelische Anlage sich in ihm vorfindet, so läßt sich dieselbe weiden, nähren, pflegen und entwickeln, wenn es gelingt, in dem betreffenden, mehr egoistisch veranlagten Menschen eine Vorstellung jenes Aufgebühens, jener einzigartigen Freude zu erzeugen, welche die Aufhebungen der Selbsthingabe, der Herzensgüte zur Folge haben. Daß es sich hierbei durchaus nicht immer um die Preisgabe eigenen Besten, um Gefährdung der eigenen Existenz oder gar des Lebens handelt, daß hierbei sogar in vielen Fällen materielle Güter so gut wie gar keine Rolle spielen, sei deshalb ausdrücklich hervorgehoben, weil unter dem vielgerühmten Altruismus dormal in der Regel die Mitleid der öffentlichen Wohlthätigkeit, des verunftlofen Mitleides und andere keineswegs aus Herzensgüte hervorgehenden sogenannte „selbstlose“ Handlungen und Willensäußerungen verstanden werden, welche, weil aus Eitelkeit, Furcht, schlauer Berechnung u. s. f. entstanden, im tiefsten Grund egoistischer Natur sind, also hier gar nicht in Betracht kommen. Um das Mitleid vorwegzunehmen, so will es vielen Menschen nicht einleuchten, daß daselbe ein ethisches Motiv nicht sein kann; und doch ist jowiel gewiß, daß niemand bemitleidet sein mag, und daß die naturnotwendige Abseits des Mitleides der Meid ist. Der wahrhaft edle Mensch wird seinen Mitmenschen viel zu sehr als seines Gleichen betrachten, als daß er ihn bemitleidet. Er wird zum mindesten so viel Zartgefühl besitzen, seinem Mitmenschen es nicht merken zu lassen, wenn er ihm eine Wohlthat erweist. Willig gedankenlos ist derjenige, welcher Wohlthaten nur erweist, um Dank zu ernten. Die Erwartung des Dankes benimmt seiner Handlung jeden sittlichen Wert. Wer die Freude kennt, welche aus der Betätigung der Herzensgüte hervorgeht, weiß auch, welche Kunst und welche Feinheit dazu gehört, anderen wahre Freude zu bereiten. Er wird seinen Zweck oft mit einer Kleinigkeit, mit einer Blume oder einer zarten Aufmerksamkeit leichter erreichen als mit kostspieligen Aufwendungen. Hier kann nur die eigene seelische Erfahrung entscheiden und nur berjenige kann an der ethischen Erziehung der Menschheit mitwirken, der diese Erfahrungen besitzt und sie zu einer eigenen Lebenskunst ausgebildet hat. Die völlige Harmonie der beiden hier geschilderten Grundtriebe ist die Voraussetzung des Glückes des Einzelnen wie der Gesamtheit.

Ausland.

Breslau. Der hiesige sozialdemokratische Verein beschloß auf Anregung aus seiner Mitte den Antrag an den diesjährigen Parteitag, daß letzterer den Parteigenossen den Austritt aus der Kirche empfehle. Bei der gegenwärtigen Situation wird die Kirchen-Austrittsfrage wohl eine recht lebhaft erörtert auf dem Parteitag der Sozialdemokratie ausfallen, an der sich eben, freireligiöse und freidenkerische Delegierte gern beteiligen werden. Wer als Aufgeklärter die Staatskirche verläßt, entspricht nicht nur seiner Lebenspflicht, sondern auch seinem Programm, welches Abschaffung des Staatskirchentums und Erklärung der Religion als Privatangelegenheit verlangt. Nur der aus der Kirche Gediehene unterfällt nicht mehr eine als Staatsinstitution privilegierte Zwangsreligion, die doch programmatisch „abgeschafft“ werden soll.

Auf dem Sterbebette hat der berühmte amerikanische Astronom Professor Simon Newcomb, dessen Tod man dieser Tage meldete, sein Lebenswerk beendet. Als der Professor vor ungefähr vier Wochen erkrankte und erfuhr, daß sein Zustand hoffnungslos wäre, engagierte er sofort eine Anzahl Stenographen und diktierte ihnen in aller Eile das Werk, dessen Abschluß sein Leben frönen sollte, seine große Arbeit über den Mond. Es war ihm die Genugthuung vergönnt, noch wenige Tage vor seinem Tode den letzten Bogen dem Drucker übergeben zu können. — So bereitet man sich würdig auf das Ende vor und schließt sein Leben für dieses ab, nicht für andere Welten.

Irland. Im August kam es in Durgau zwischen Katholiken und Protestanten zu heftigen Zusammenstößen. Die Protestanten griffen die Käden der Katholiken an. Bis Mitternacht bombardierte man sich gegenseitig mit Steinen. Als die Polizei eingriff, wandten sich die beiden feindlichen Lager gegen sie und übergriffen sie mit Steinen. Die Polizisten, die nur in geringerer Zahl waren, unternahmen Angriff auf Angriff, ohne daß es ihnen gelang, die Menge zu zerstreuen. Es gab einen Toten und etwa sechzig mehr oder weniger schwer Verwundete, unter den letztern zwei-unhundertzwanzig Polizisten.

Schweiz.

Graubünden. Eine christliche Nyllie herrscht in der Gemeinde Zuoz. Freimünne Geistliche Graubündens fordern ihre Kollegen auf, diese Gemeinde zu boykottieren, weil dieselbe ihren Geistlichen, einen alten 70jährigen Greis, weggewählt haben mit der Begründung, er sei zu orthodox und spende in den Grabreden zu wenig Trost.

Katholische oder protestantische Bahnanstellung. Im „Bund“ wurde folgende Zuschrift veröffentlicht: „Auf der Hallestelle Zillstorf der Bern-Freiburger Linie befehrt eine Frau den Dienst. Vor einiger Zeit stellte es sich nun bei einer Revision ihrer Rechnungen heraus, daß eine Summe von gegen 200 Fr. fehlte. Die Frau behauptete dem Revisor gegenüber, sie hätte die Summe an die Kreisfahne nach Luganone abgeliefert, die sofortige Nachfrage aber ergab, daß diese Angabe falsch war, in Kaufmanne war keine Sendung von ihr eingelaufen. Die Frau wurde darauf unverzüglich aus dem Dienst entlassen und ein Angestellter der Station Schmitzen an ihrer Stelle gewählt. Der Vertrag war verseht — aber es sollte doch anders kommen. Als der Beamte von Schmitzen nach Zillstorf übersiedeln wollte, wurde ihm plötzlich mitgeteilt, man habe die Frau nun doch in ihrer Stellung belassen.“

Woher wohl dieser plötzliche Wechsel? Ein Allgewaltiger von Freiburg hatte sich der Sache angenommen. Die entlassene Frau ist gut katholisch, der an ihre Stelle Gewählte aber — ein protestantischer Berner! Das sagte Herr Nythson nicht. Er erklärte, er wolle keinen Berner auf der freiburgischen Station Zillstorf und die Kreisdirektion in Kaufmanne gab nach. Die Frau bleibt also trotz ihrer Verweigerung aus ihrem Posten!“

Ganz recht so. Die Frau wird wahrlich nicht die begangene „Sünde“ im Bewußtsein einem konvertierten Stellvertreter Gottes gebedet und von ihm die Absolution empfangen haben, so daß sie nach katholischer Auffassung

zunehmend von ihrer Schuld wieder gereinigt ist. Deswegen hat sie volles Recht trotz ihrer Verweigerung, von neuem die Hallestelle Zillstorf zu bejahren. — Vor der nächsten Klassenrevision geht sie eben wieder zur Weichte!

Einjiedeln. Es wird berichtet, daß in dem bekannten Wallfahrtsorte Einjiedeln das „fromme“ Geschäft in allerhand unniügen katholischen Indutrieartikeln, wie Rosenkränzen, Gebetbüchern, Heiligenbildern, Wallfahrtsandenken und sonstigen religiösen Tand, in letzter Zeit zurüch gegangen ist, so daß die daselbst bestehenden großen Fabriken den größten Teil ihrer Arbeiter entlassen mußten.

Schweiz, Katholikentag in Zug. Am Sonntag, den 22. August und dem folgenden Tag fand in Zug der III. schweiz. Katholikentag statt, der Tausende von Katholiken aus allen Gegenden der Schweiz an den Tagungsort gelockt hat. Zeit Wochen war energisch die Reflektormetrommel gerührt worden und so war es kein Wunder, daß die Kundgebung eine große Beteiligung seitens der katholischen Bevölkerung aufzuweisen hatte und eine gewaltige Manifestation für die katholische Superiorität auf allen Gebieten wurde. Es ist nicht übertrieben, wenn gesagt wird, daß im Mittelpunkt aller Reserate und Versammlungen das Freidenkertum stand, der böse, unüberwindliche Feind, der seit mehr als einem Jahre nun auch in der deutschsprachigen Schweiz Fuß gefaßt hat, um Schritt für Schritt an Boden zu gewinnen. Und das ist für uns Freidenker das wichtigste Ergebnis dieser Tagung, daß der gewaltige Zeitaufwand und die unzähligen Angriffe, die dem „Freidenkertum“ daselbst gewidmet wurden, beweisen, daß man auch in diesen erektionären Kreisen vor einer weiteren Ausdehnung unserer Bewegung erschüttert, weil man ihr hilflos gegenübersteht. Aus den Reden war zu erhellen, daß die guten Schweizer Patrioten, als welche sie sich aufstellten, ohne Skrupel bereit sind, die wertvollsten kulturellen und politischen Freiheitsrechte des Volkes preiszugeben, wenn es von Vorteil für die Befestigung des katholischen Einflusses ist. Dies trat deutlich hervor, als das Verlangen erhoben wurde, daß beim künftigen eidgenössischen Strafgesetzbuch Strafbestimmungen aufgenommen werden sollen, die im Widerspruch zu den Rechtsgarantien der Bundesverfassung stehen.

Unsere Bewegung.

Sorgen. Am Freitag, den 27. August fand in Sorgen die erste Freidenkerversammlung statt, die einen guten und erfolgreichen Verlauf nahm. Redakteur Richter erörterte die Gegenstände der alten christlichen und der neuen monistischen Weltanschauung und nahm zu der großen Heuchelei Stellung, die heute gerade in religiösen Fragen bei fast allen Schichten der Bevölkerung anzutreffen sei. Zur Klärung der Verhältnisse sei es notwendig, daß alle diejenigen, die im Innern mit der Kirche gebrochen haben, definitiv den Austritt aus derselben erklären. In der anschließenden Diskussion suchte zuerst Herr Pfarrer Nagler die christlichen Grundzüge zu verteidigen, einleitend darauf hinzuweisen, daß er bei den Erwartungen, die er beim Besuch dieser Versammlung gehegt habe, gestehen müsse, daß er durch den Vortrag des Referenten angetan und enttäuscht worden ist. Die Diskussion, an der sich außerdem noch ein weiterer Geistlicher mit dem Veruche die christliche Ethik als Ideal hinzustellen, beteiligte, endete nachdem auch Käien das Wort ergriffen hatten, mit dem Schlussworte des Referenten, das in der Aufforderung zur Gründung eines Freidenkervereins gipfelte. Der Appell hatte vollen Erfolg, indem sich mehrere Duzend der Anwesenden in die Listen einschrieben. Die konstituierende Sitzung findet Mitte September statt, und werden die Interessenten dazu schriftlich eingeladen. — Der große Erfolg der Sorgener Versammlung ist in erster Linie auf die rege Unterthügung der Arbeiterunion Sorgen zurückzuführen, wofür auch an dieser Stelle nochmal herzlich gedankt werden soll.

Unsere Bundesmitglieder werden hiedurch benachrichtigt, daß rückständige Bundesbeiträge mit der nächsten Nummer des „Freidenker“ per Nachnahme eingezogen werden. Desgleichen auch die Beiträge für das 4. Quartal.

Freidenkerverein Neuenburg. Am Mittwoch den 8. September, abends 8^{1/2} Uhr, präzis, im Café „Griff“ Vortrag mit anschließender freier Diskussion. Thema: Sozialismus, Individualismus und Freidenkertum.

Jedermann, besonders die Frauenwelt, die „Erzieherin“ unserer Zukunft, ist herzlich willkommen!

Freidenkerverein Zürich. Ordentliche Monatsversammlung Dienstag, den 7. September, abends 8^{1/2} Uhr, im hinteren Stern, Belloneplatz.

Zahlreiches Erscheinen erwartet Der Vorstand.

Konstituierung der Bundesgeschäftsstelle. Gemäß den Bestimmungen des neuen Bundesstatut hat sich die Geschäftsstelle des deutsch-schweiz. Freidenkerbundes wie folgt konstituiert:

Engere Geschäftsstelle:
Otho Rüthen, Zürich.
J. Ramsperger, Zürich.
A. Richter, Zürich.

Erweiterte Geschäftsstelle:
Frs. Duf, Lugern.
D. Castella, Schöflland.
F. Lange, St. Gallen.
A. Lambert, Bern.

Bücher-Einlauf.

Am Morgen einer neuen Zeit. Weltbild von R. Neupert.

Göbele u. Kaiser, Dornbirn. Mk. 1.—

Simmel auf Erden, von Eduard Lautenberg. Verlag Dr. Ed. Lautenberg, Neuenburg. Fr. 4.—

Arbeiter-Philosophen und -Dichter. Herausgegeben von Adolf Rebenstein. Verlag: Eberhard Fromwin, Ausliefer.: Morgen-Verlag, Berlin W., Potsdamerstraße 4, 1909.

Der Autor des Buches „Was der Tiefe“, den ich bereits im „Freidenker“ rezensiert habe, hat nun hier eine Reihe Dichtungen aus Arbeiterkreisen veröffentlicht, die in ihrer Art auch Zütereife und Beachtung verdienen. Sie seien hiemit bestens empfohlen.

Jorel.

Redaktion: A. Richter, Zürich.
Druck von Conzett & Cie., Zürich III.